

erschient täglich, mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Feiertagen.
Pränumerationspreis:
In loco:
Halbjährig 10 fl. — fr.
Daherjährig 5 „ 50
Monatlich 2 „ 85
Mit Postverendung:
In Island:
Halbjährig 7 fl. — fr.
Daherjährig 3 „ 50
In Anland:
Halbjährig 9 fl. — fr.
Daherjährig 4 „ 50
Für die Redaction verantwortlich:
Friedrich Roth.
Manuskripte werden nicht zurückgeleitet; unentgeltliche Briefe nicht angenommen.

Sermannstädter Zeitung
vereinigt mit dem
Siebenbürger Boten.

werden in der Administration dieses Blattes (Hintergasse 9) angenommen;
ferner bei den Annoncen-Expeditoren: in Budapest: Haasenstein & Vogler, A. V. Goldberger, in Wien: A. Oepplik, Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse, M. Dukas' Nachf. (Max Augenthaler & Emerich Lessner), H. Schalek, J. Danneberg; in Berlin, Hamburg, Paris: Haasenstein & Vogler; in Frankfurt a. M.: Haasenstein & Vogler, G. L. Daube & Co.

Insertionspreis:
Der Raum einer einpaltigen Carmonette kostet beim einmaligen Einrücken 7 kr., das zweite Mal 6 kr., das dritte Mal 5 kr. 3 B., evtl. der Stempelgebühr 30 kr.

Abonnements-Bureau: In Medias bei J. Hedrich's Erben, Buchhandlung; in Mählab bei Herrn Josef Wagner, Kaufmann; in Klausenburg bei Herrn Johann Stein, Buchhändler; in Sibitz bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in Kronstadt bei Herrn Heinrich Zolner, Buchhändler; in Ioco, Unterstadt bei Herrn Ludwig Kuravsky, Kaufmann, Schmieggasse Nr. 17, wofür die Abonnements-Verträge franco erbeten werden.

Nr. 248. Hermannstadt, Mittwoch den 27. October 1897. 113. Jahrgang.

König Ludwig II. von Baiern und Preußen.
Berlin, 23. October.

In München muß gegenwärtig wieder einmal ein scharfer particularistischer Wind wehen. In den unheimlich charakteristischen Vorgängen im bayerischen Abgeordnetenhaus kommen nämlich einige Veröffentlichungen aus der bayerischen Hinterlassenschaft Königs Ludwig II., die darauf schließen lassen, daß die Particularisten an der Klar wieder eifrig am Werke sind, um Stimmung für allerhand Sonderthümlichkeiten zu machen.

Man sieht aus diesen vertraulichen Mittheilungen, wozu eigentlich dieses ganze officielle Hofberichterstattungswesen führt, denn es handelt sich ja allem Anscheine nach um jene Fabricate über das ästhetische Leben und Treiben an den Höfen. Da ist es denn wirklich unheimlich beunruhigend, zu erfahren, wie man sich auf Schloß Berg um eine gebührende Vertretung der allerhöchsten Person in der „Presse“, und zwar durch „taugliche“, das heißt in diesem Falle durch stramme mittelbädische geputzte „Männer“ bemüht.

In einem zweiten, aus Hohenchwangau vom 15. Januar 1873 geschriebenen Briefe handelt es sich indessen nicht um die lobbedürftige Presse, der eine — andere gegenübergestellt werden sollte, sondern um Meinungsäußerungen der Königin-Mutter, welche dem Sohne unheimlich geworden sein müssen. Der kurze, aber unheimlich charakteristische Brief lautet:
„Sehr geehrter Herr Hofrath! Erhalten hiermit von Seiner Majestät dem Könige folgenden Auftrag: Herr Hofrath möchten dem Herrn Oberstleutnant v. Sauer sagen, es sei der Wille des Königs, daß sich derselbe so gleich zu Ihrer Majestät der Königin (Mutter) begeben, und Allerhöchste dieselben auf schonende Art beibringen, daß Ihre Majestät in Gegenwart des Königs nie mehr über Politik sprechen, gar nicht aber sich lobend über „Preußen“ äußern möge.“

Ist dieses „Königsbild“ nicht eines satyrischen Griffels von der Schärfe eines Juvenal werth? Man male sich nur einmal die Scene aus. Mutter

und Sohn sitzen einander gegenüber und reden über — Staats- und gelehrte Sachen. Mutter magt, einige schüchternen Vorwürfe zu erheben, vielleicht des alten Kaisers Wilhelm als eines vorbildlichen Herrschers zu erwähnen. Der Sohn hört eberbietig schweigend zu. Beiläufige Stille im Zimmer. Einige Tage darauf ergeht der obige Auftrag an den armen Oberstleutnant v. Sauer. „Ein deliciaer Auftrag!“ fürwahr.

Inzwischen ist nun für eine „gebührende Vertretung der allerhöchsten Person in der Presse“ gesorgt worden. Und zwar, wie aus einem am 11. September 1876 geschriebenen Briefe deutlich hervorgeht, war diese Person ein Herr Dr. Trost. Der Brief lautet:
„Seine Majestät lassen die von Schachn aus geschriebene und erst kürzlich in Erinnerung gebrachte Angelegenheit Herrn Hofrath recht ans Herz legen; Herrn v. Biegler sollen Euer Hochwohlgeboren gänzlich aus dem Spiel lassen und ihn in keiner Weise zu Rathe ziehen, da Seine Majestät kein Vertrauen auf Herrn Staatsanwalt haben und überhaupt nicht mehr mögen.

Auch Herrn Dr. Trost möchten Hofrath mittheilen, daß Seine Majestät kein Vertrauen auf Herrn Staatsanwalt haben, und ihn anregen, daß Herr Dr. Trost unter das Publicum bringe, jedoch nicht durch die Zeitungen, sondern mündlich, daß Seine Majestät unangenehm berührt, überhaupt sich nicht schide, daß bei Festlichkeiten immer das erste Hoch auf S. M. den König von Preußen und ein zweites erst auf den eigenen Landesherren ausgebracht werde, Herr Dr. Trost soll Sorge tragen, daß dieses endlich einmal abgeschafft werde.“

Auch diese Mittheilung entbehrt einer gewissen grimmen Komik nicht. Ein König, der kein Vertrauen mehr „auf Herrn Staatsanwalt“ hat, das ist an und für sich schon ein köstlich satyrischer Gedanke — freilich ein unbedachtigster. Und weil dem so ist, steht auch ein Zufall von Tragik in der Mischung.

Nobilant und der Dreißend.

Der „Popolo Romano“ bringt ein langes Schreiben eines Nobilant intim befreundeten Politikers, dessen Name das Blatt verschweigt. Nachdem der Autor dargelegt, daß Italien ohne schwere Gefahr für sich selbst, wie für Europa die Directiv seiner auswärtigen Politik nicht mehr ändern könne, thut er mit, daß Graf Robilant aus seinem Widerwillen gegen die Reise Victor Emanuel's nach Wien niemals ein Hof gemacht hat. Trophem habe Robilant die Freundschaft mit Oesterreich für erprobterfahre gehalten, als jene mit Deutschland.

Der Autor, der Robilant's Charakter genau gekannt haben will, bezeichnet Robilant als Gefühlsmenschen, ohne Verständnis für Interessenpolitik. So erklärt sich sein idyllisches Hineingehen zur Tripelallianz aus seinem Mangel über die italienische Sprache der französischen Presse und aus ähnlichen Gefühlen heraus lassen sich auch seine im Brief an Lannay zum Ausdruck kommenden abspöckenden Aeußerungen über die Tripelallianz erklären.

Auch die „Opinione“ zieht nunmehr gegen die Veröffentlichung des Robilant'schen Briefes zu Felde, die sie als unverzeihliche Indiscretion bezeichnet. Im Uebrigen hebt sie Robilant's Verdienste um die Tripelallianz und die unumwandelbare Bundesstreue Italiens hervor, die seiner fortwährenden Versicherungen bedürftig.

Die „Stafte“ theilt in Bezug auf den Artikel der „Nuova Antologia“ über den Dreißend mit, daß man diese Veröffentlichung in Regierungskreisen für inopportun halte und ernstlich erwäge, ob die italienische Presse nicht die Veröffentlichung der Staatsacten verbieten. Die Hoffnung sei begründet, daß diese schwierige Frage ein für allemal in der Weise klargestellt werde, daß für die Zukunft jeder Mißbrauch unmöglich ist. Die „Tribuna“ meint, die Veröffentlichung des Artikels beweise, daß die Italiener immer mehr ihrer Abkunft von Machiavelli verlegen. Der Verfasser sei übrigens kein

Mann von so großer Autorität, daß er im Auslande als Verkünder der Absichten der italienischen Politik gelten könne. Darum sollten die auswärtigen Blätter diesen Aufsatz nicht zur Grundlage für ihre Ragnungen und Aeußerungen gegen das italienische Volk machen.

Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 26. October.

Aus Budapest schreibt uns unser Correspondent: Endlich wird durch unsere gelammte Opposition bei einer objectiven, unverfälschten Mit-arbeiterthätigkeit möglichst Alles gut gemacht, was uns an unüberbringlichem Capital durch eine unverantwortliche Destructivität verloren gegangen war. Wir haben keinen immigren Wunsch, als seitens der Opposition den Fortbestand der jetzigen lacativen Haltung aufrechtzuerhalten zu sehen und rufen daher jedem patriotisch fühlenden Abgeordneten zu: „In hoc signo vinces“. Belege hierfür bringen die letzten Resultate in rasker Erledigung des temporären finanziellen Ausgleiches mit Kroatien und die Durchberatung des Ausgleiches-provisoriums und der Indemnität.

Das Abgeordnetenhaus nahm gestern die Indemnitätsvorlage mit großer Majorität an. Im Laufe der Debatte erklärte Baron Banffy, die Regierung trage keine Schuld, daß das Budget noch nicht eingebracht worden. Ueber die Zustände in Oesterreich sagte Baron Banffy, dortselbst herrschen bedauerliche Verhältnisse, aber welche wir uns keinesfalls, wie die Opposition erlauben können. Das Haus möge beruhigt sein, daß wir nur mit einem constitutionellen Oesterreich im Bündniß stehen würden. Wenn die österreichischen Verhältnisse, was Gott verhalte, sich decaat gestalten würden, daß dies nicht möglich wäre, so würde die Regierung ihre Pflichten Ungarn gegenüber zu erfüllen wissen und nach eingehender Vorbereitung im Sinne des Ausgleichesgesetze vorgehen, welches besagt, daß Ungarn, im Falle das Bündniß nicht zu Stande kommt, unabhängig von Oesterreich vorgehe.

Cardinal-Fürstprimas Clauidius Vahary hat an sämtliche Mitglieder des Autonomie-Congresses folgende Einladung verendet: S. 6450. Nachdem die Wahlen der Delegirten für die zur Organisation der Autonomie der ungarländischen katholischen Kirche berufene Landes-versammlung bereits erfolgt sind, beräume ich mit Berufung auf die allerhöchste Entschließung Sr. kaiserlichen und apostolisch königlichen Majestät adto. Wien, 14. Mai l. J. und im Sinne des §. 31 des Wahlnormativs die Eröffnung der Organisations-Versammlung nach Budapest, in den Sitzungssaal des Magnatenhauses, für den 11. November, Vormittags 11 Uhr an. — Der Sitzung geht um 10 Uhr ein „Veni Sancte“ in der Univeritätskirche voraus. Am ersten Tage der Versammlung sind ein geistlicher und zwei weltliche Alterschriftführer zu bestimmen und nach Verkündung des Wahlstatutes und des Einberufungsschreibens eine, aus zwei geistlichen und vier weltlichen Mitgliedern bestehende Verifications-Commission bezugs Ueberprüfung der Mandate zu wählen. (S. 33.) Indem ich Ihnen dies achtungsvoll zur Annahme bringe und um Ihr gefälliges Erscheinen erlaube, verbleibe ich mit ausgezeichneter Achtung Budapest, 20. October 1897 — Clauidius Vahary p. p., Cardinal, Fürstprimas, Erzbischof von Gran.

Baron Dipouti steht unermüdetlich seine Bemühungen fort, die Gruppen der Linken zu überzeugen, daß er mit seinem Sprachenantrage mehr als einen Culturbiz bezweckt habe. Am 22. d. hat er mit den Führern der oppositionellen Fractionen verhandelt, um die Bedingungen zu discutieren, unter welchen diese Fractionen geneigt wären, für die Zuweisung des Antrages an einen Ausschuss zu stimmen. Man wird sich thun, sich diesen Prüfungen gegenüber bis auf Weiteres skeptisch zu verhalten. So lange wir Tag für Tag von den Parteiführern der Deutschen hören, daß sie sich in gar keine Verhandlungen einlassen, ehe die Sprachenverordnungen nicht zurückgezogen sind, und gleichzeitig von den Jungeschen, daß die Sprachenverordnungen das Minimum ihrer Forderungen bilden und nicht ein Jota

Feuilleton.

Verkannt.

Roman von O. Gifer. (23. Fortsetzung.)

Außerlich war der Zwischenfall abgethan. Aber für die zunächst Beteiligten, für Herrn und Frau v. Santen konnte er nicht ohne Rückwirkungen bleiben. In des Wittmeisters Seele hatte sich ein höchlicher Verdacht eingeschlichen, der auch durch die Versicherungen Baron Geid's nicht ganz gestreut werden konnte. Hätte Herr v. Santen seine Gattin wirklich geliebt, hätte er nicht selbst ein so flottes Leben geführt, hätte er überhaupt Achtung vor wahrer Frauenwürde besessen, er würde den Verdacht überwinden und sich in offener Weise seiner Gattin wieder genähert haben. Aber weil er selbst so wenig Treue im Leben gehalten und erfahren hatte, so glaubte er an wirkliche Liebe und Treue nicht mehr und beurtheilte alle Welt nach seinem eigenen leichtfertigen Herzen.

Die äußerliche Ehe seines Namens mußte er allerdings unter allen Umständen aufrecht erhalten; sein Name durfte nicht in den Mund der Klatschbosen der Welt kommen, deshalb sein Horn auf den jungen v. Stetten und seine Gattin, welche, wie die Sachen aus der That liegen mochten, Grund zu der hochhaften Nachrede gegeben hatte. Ihre hochherzigen An-näherungsversuche nahm er für Heuchelei; sie sollten ihn sicher machen und ihre Schuld verschulden. Für Geleichen auf seine Frage nach ihrem Verhältnis zu Arno von der Grotenburg nahm er für ein Geständniß ihrer Schuld; die zarten Regungen einer keuschen Frauenseele, welche schon den Gedanken an einen fremden Mann als Schuld empfand, verstand er nicht und würde sie verachtet haben, wenn Esfriede sie ihm hätte offenbaren wollen. Für ihn stand fest, daß seine Gattin ein unerlaubtes Verhältnis zu Baron Arno eingegangen war; wie groß ihre Schuld war und ob überhaupt sie sich einer Schuld zu zeihen hatte, kümmerte ihn nicht.

In Folge dessen ward sein Benehmen gegen seine Gattin wieder kühl und zurückhaltend. Im Grunde genommen war er ganz zufrieden, daß es so gekommen, denn so rebete er sich ein, jetzt hatte er doch Ursache, zu zürnen und sich fern von seiner Gattin zu halten, deren Wesen ihn un-sympathisch berührte. Seine augenblicklich aufflackende Leidenschaft war rasch verfliegen und er empfand bereits an dem ersten Abend, an dem er sich seiner Gattin wieder genähert hatte, den Zwang unangenehm und lästig, den er sich in ihrer Gegenwart auferlegen mußte. Jetzt war er wieder frei und ein Ansehen von Recht stand ihm zur Seite, wenn er die Annäherungsversuche Esfriedens zurückwies.

Diese dachte indessen nicht daran, die Versöhnungsversuche zu wieder-holen. Nachdem sie sich von ihrer Ohnmacht erholt hatte, erwachte ihr Stolz und sie bobte vor Horn und Scham, wann sie daran dachte, daß sie in den Augen ihres Gatten als Schuldge dastehen könne. Nur einige wenige Zeilen schrieb sie ihm, daß sie auf seine beleidigende Frage niemals eine Antwort geben werde und daß sie bitte, nach Berlin zurückkehren zu dürfen. Nach einigen Stunden ward ihr ein Brief ihres Gatten überreicht. Derselbe enthielt nur die Worte: „Du wirst solange hier in Grotenburg bleiben, wie es mir beliebt. Der Scandal soll nicht noch vergrößert werden. Mit Fragen werde ich Dich nicht mehr belästigen. Ich weiß, wie die Sachen stehen.“

Die brutale Natur des Mannes hatte sich wieder Bahn gebrochen. Esfriede lächelte verächtlich, zerriß den Brief in kleine Stückchen und warf dieselben in den Kamin. Sie gab es auf, eine Versöhnung mit ihrem Gatten zu suchen und lebte still und scheinbar zufrieden weiter, sich, wenn es irgend möglich war, auf ihr Zimmer zurückziehend oder sich ihrem Kinde widmend. Auch diese Zeit hier, wo sie jeden Tag mit ihrem Gatten zusammen treffen mußte, verging und in Berlin würde der Wittmeister von dem Dienst und seinen Vergnügungen so in Anspruch genommen werden, daß sie ganz für sich und ihr Töchterchen leben konnte.

Die Klust zwischen den Ehegatten vergrößerte sich immer mehr. Un-überbrückbar erschien sie nach einem Ereigniß, welches Esfriedens Stolz auf

das Empfindliche verletzte und den letzten Rest von Achtung für den Gatten aus ihrem Herzen riss.

Frau v. Santen war es in den letzten Tagen aufgefallen, daß sich Minna mit größerm Eifer, als früher der Pflege und der Unterhaltung des Kindes hingab. Sie spielte Stundenlang mit Esfriedchen, tanzte mit ihr im Zimmer umher, brachte ihm bunte Steine, Blumen und Schneckenhäuser, kurz, sie zeigte ein Interesse für das Kind, welches früher Frau v. Santen bestochen haben würde. Die kleine Esfriede schloß sich nach Art der Kinder rasch und innig an die neue Freundin an, welche weit lustiger und weniger streng war, als die alte Dorothee. Sehr oft weinte Minna mit dem Kinde Stundenlang an den entlegensten und verborgensten Punkten des Parks, so daß die alte Dorothee Nähe hatte, sie aufzufinden. Das Gesicht der alten Dienerin nahm von Tage zu Tage einen düstereeren Ausdruck an. Sie ließ geheimnißvolle Worte fallen von Hoffnungslosigkeit und geheimen Absichten; sie suchte, das Kind möglichst fern von Minna zu halten, was ihr jedoch nicht immer gelingen wollte, aber sie wagte doch nicht den Verdacht, welchen sie in Bezug auf Minna's Betragen hegte, ihrer Herrin offen einzusprechen. Als Minna ihr indessen eines Tages sagte: „Nun, Frau Dorchchen, wir werden wohl zusammen bleiben. Ich gehe wohlgeheimlich mit nach Berlin.“ und schnippisch aufschaute, da hielt sich die alte Frau nicht länger und forberte von Frau v. Santen Entlassung.

Esfriede war auf's Höchste überrascht.

„Dorchchen!“ rief sie, „Du, meine einzige Freundin, willst mich verlassen? Wie kommst Du auf den Gedanken?“

„Ich bin hier überflüssig geworden, gnädige Frau,“ entgegnete die Alte sibirisch.

„Überflüssig?! Aber so erkläre mir doch . . .“

„Der Herr Wittmeister sieht es lieber, wenn Fräulein Minna das Kind beaufsichtigt, als wenn ich bei Esfriedchen bin.“ Ich habe, so gut ich konnte, Esfriedchen vor dem Umzuge dieser schlauen Person bewahrt, aber der Herr Wittmeister schied ja mit Fräulein Minna mit dem Kinde fort und befehlen mir, zu Haus zu bleiben. . . . Da bin ich nicht mehr nöthig.“

„Dorchchen, sprichst Du die Wahrheit?“

